

**ANNA VREYE**

# *Akustikus*

Traumata. Tod. Und Gesang.

## **Impressum:**

**Anna Vreye**

**Akustikus**

Traumata. Tod. Und Gesang.

1. Auflage 2017

© 2017 BookOnDemand - vabaduse

ein Imprint der Westarp Verlagsservicegesellschaft mbH

Kirchstr. 5

39326 Hohenwarsleben

[www.westarp.de](http://www.westarp.de)

ISBN: 978-3-86460-679-3

Zitat zur Bilderausstellung S. 54, in Anlehnung an einen Text von Katharina Gehrman

Zitat aus dem Chansonprogrammheft S. 45, in Anlehnung an einen Text von Christian Oelemann

Portraitfoto der Autorin auf der Buchrückseite, Abbildung auf der Titelseite und Reprofotografien der Abbildungen im Inhalt von Christiane Pfeifer

Illustration auf der Buchrückseite von Thorsten Bohlmann unter Verwendung von Fotos von Susanna Erb

Druck und Bindung: Druckerei Kühne & Partner GmbH & Co. KG

[www.unidruck7-24.de](http://www.unidruck7-24.de)

Printed in Germany.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die der fotomechanischen Vervielfältigung oder Übernahme in elektronische Medien, auch auszugsweise.

# *Inhalt*

1. Brief .....	7
2. Brief .....	26
Indianermädchentraum.....	39
Tagebucheinträge .....	43
3. Brief .....	54
<b>Kapitel I</b>	
<b>Dornröschentraum .....</b>	<b>56</b>
4. Brief .....	79
<b>Kapitel II</b>	
<b>Frauenpower.....</b>	<b>80</b>
5. Brief .....	99
<b>Kapitel III</b>	
<b>Coq au Vin .....</b>	<b>100</b>
6. Brief .....	119
<b>Kapitel IV</b>	
<b>Bombenalarm .....</b>	<b>120</b>
7. Brief .....	141
<b>Kapitel V</b>	
<b>Irish Coffee .....</b>	<b>142</b>
8. Brief .....	157

<b>Kapitel VI</b>	
<b>Klangexplosion .....</b>	<b>158</b>
9. Brief .....	177
<b>Kapitel VII</b>	
<b>Decrescendo.....</b>	<b>179</b>
10. Brief .....	199

# 1. Brief

24. 09. 2012

Liebe Mona,

niemals werde ich das Gefühl vergessen, das ich hatte, als du mir vor zehn Tagen geholfen hast, die Bilder in der Galerie aufzuhängen. Wie ich rief: *Das wird nichts!*

Da hast du meine kleinen Baumrindenbilder kurzerhand auf die Fensterbank gestellt. Ich war begeistert und konzentrierte mich sogleich auf die mit Aquarellfarben bemalten Leinwände, die in den letzten neun Lebensmonaten von Arend entstanden sind. Zuerst suchten wir eine Wand für *TrauerBlüten*, dann eine für *Horizont* und schließlich eine weitere für *TodesUfer*. Das passte. Doch erst nach langem Hin und Her gelang es uns, die anderen Bilder so einzufügen, dass alle ihre Wirkung entfalten konnten.

Auch einige der Bilder aus der Zeit vor Arends Erkrankung fanden Platz. Als es ihm zunehmend schlechter ging, war es beruhigend, sie in unseren Wohnräumen immer wieder anzusehen. Wir haben es ja nie besonders geliebt, Fotos zu machen. Die bemalten Leinwände erzählen mehr darüber, was wir erlebt haben, meinten wir. Arend hat es sehr gemocht, wenn ich meine Farben ausbreitete, um in einer Welt zu versinken, die mich tage- und wochenlang verzaubert hielt.

In deinem Brief wünschst du mir weiterhin positive Rückmeldungen zur Ausstellung. Du schreibst, wie du die Vernissage genossen hast und dass du dich von meinen Bildern immer noch berührt fühlst. Wie gut mir deine Worte tun! Du meinst, du könntest mir anderswo eine Wiederholung vermitteln, ich solle unbedingt einen Text dazu schreiben, das würde die Besucher sicher interessieren. Ja, Mona, das klingt überzeugend, aber ich fühle mich überfordert. Es war so schön, wie sich ein Freund am Ende der Veranstaltung ein Herz fasste, nach vorn kam und sagte: *In den Bildern, die ich hier anschau, wird Arend sichtbar. Formen lösen sich auf und lassen etwas erahnen, auch von dem, was man als Jenseitsvorstellungen bezeichnen kann!*

Damit ist doch das Wesentliche gesagt worden, oder nicht?

Wenn ich beginne, ausgehend von den Bildern meine Erinnerungen einzufangen, wird er mehr und mehr in den Hintergrund treten, weil ich erzählen werde, was ich zu verarbeiten habe. Ja, es drängt mich, darüber zu schreiben, aber ich weiß nicht, ob du die vielen Seiten, die ich in meinem Geiste schon vor mir sehe, wirklich lesen möchtest und ob wir am Ende eine Essenz herausfiltern können für eine Broschüre.

Obwohl ich es verlockend finde, meine Ausstellung im kommenden Jahr noch einmal zeigen zu können, fällt es mir schwer, die richtigen Worte dazu für andere zu

finden. Mir ist, als sei nach einer komplizierten Schwangerschaft etwas Neues geboren worden, etwas Zartes und Schutzbedürftiges, etwas mein Leben Verändern- des, das neue Fähigkeiten von mir verlangt, obwohl ich Zeit gehabt habe, mich darauf vorzubereiten.

Bin ich nicht sogar ein bisschen mit ihm zusammen gestorben?

Überall spüre ich ihn, fühle mich liebevoll von ihm umgeben. Gleichzeitig merke ich, dass ich nicht auf Dauer so eng mit ihm verbunden bleiben kann. Das schmerzt ungemein. Ständig will ich an unsere Zeit zurückdenken, von dort aus auch an andere Zeiten, um wie aus der Vogelperspektive mein gesamtes Leben anzuschauen und mir ein Fundament zu sichern, auf dem ich nicht mehr vorrangig seine Frau bleiben kann, sondern wieder zur alleinstehenden Alena werde. Bewusst sage ich nicht: zur verwitweten Alena. Das löst eine merkwürdige Klischeevorstellung in mir aus. Ich bin am Ende und gleichzeitig in Aufbruchsstimmung, traurig und trotzdem froh, schwer und dennoch leicht, einsam und zugleich unendlich geborgen!

Hast du gehört, Mona, wie ich auf der Vernissage erzählt habe, dass ich, als der Countdown im Rahmen der entsprechenden Behandlungsmöglichkeiten lief, dachte: *Am farbigen Abgrund haben wir das Leben!* Auch in den Nächten beim Umdrehen im Schlaf dachte ich immerzu: *Am farbigen Abgrund haben wir das Leben!* Bis mir wieder

einfiel, dass Goethe nicht vom Abgrund, sondern vom Abglanz gesprochen hat: *Am farbigen Abglanz ...*

Und so fing ich an, im Alter von zweiundfünfzig Jahren, meine naive Vorstellung von einer Himmelswiese neu zu beleben und mich zu fragen, was man sich unter einem Abglanz vorstellen könnte. Ich malte *Horizont*, das war immerhin kein Abgrund!

Zu gern hätte ich gewusst, ob es auf der Himmelswiese Farben gibt. Ob der helle Glanz dort die Pigmente auflöst? Warum leben wir auf der Erde so sehr in hellen und dunklen Stimmungen einer Farbpalette, in unzähligen Farbklingen, Farbformen und darüber hinaus in den Klangfarben unserer Stimmen? Wenn alles Irdische ein Abglanz ist, was ist dann der Glanz?

Arend glaubte nicht an eine Himmelswiese. Dennoch hörte er gespannt zu, wenn ich erzählte, wie ich manchmal von Bäumen und Pflanzen, vom Erdboden, vom Wasser, von den Wolken, von der Sonne oder von den Sternen berauscht bin, als ob sich in diesen Momenten Raum und Zeit auflösten.

Immer wieder forderte er mich auf, die Himmelswiese für ihn zu malen. Ich entgegnete jedes Mal: Das wird nicht gehen. *Wie soll ich etwas malen, das sich unseren Sinnen entzieht?* Manchmal murmelte er: *Sicher, zwischen Himmel und Erde ist längst nicht alles erklärt. Trotzdem glaube ich nicht daran, dass nach dem Tod noch etwas kommt. Da ist nichts und da kommt nichts!*

Als ich Ende September 2011 gefragt wurde, ob ich 2012 Bilder ausstellen wolle, wussten wir, dass die Ärzte davon ausgingen, Arend würde aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch Wochen oder Monate leben. Daher sagte ich, ich würde Bilder zeigen, wenn sie Bezug haben dürften zu meiner Auseinandersetzung mit dem Thema Tod. Da dies akzeptiert wurde, sagte ich zu. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob ich überhaupt in der Lage sein würde, ein weiteres Bild zu malen und eine Ausstellung vorzubereiten. Die kommenden Tage hatten wir im Blick. Planungen für die nächsten Wochen verloren sich in einem Nebel, der sich auf ein schwarzes Loch zuzubewegen schien. Wir hatten keine Ahnung mehr, wie wir Zukunft denken sollten.

Natürlich hoffte Arend zu den seltenen Fällen zu gehören, auf die das statistisch eng bemessene Zeitfenster hinsichtlich der Überlebenschancen mit Bauchspeicheldrüsenkrebs nicht zutreffen würde. Die Chemotherapie hatte nach acht Wochen gut angeschlagen. Der Tumor und die Metastasen bildeten sich zurück. Er spielte wieder mit seinen Freunden Tennis, ärgerte sich darüber, dass es nicht so gut lief wie zuvor und war überzeugt davon, dass es bald aufwärts mit ihm gehen würde, wenn ihm irgendwann nicht mehr so schrecklich übel wäre.

Mit Ausnahme der beiden Tennisstunden pro Woche, für die er den Rest seiner Kraftreserven mobilisierte, und mit Ausnahme der wöchentlichen Termine für die

Chemotherapie gab es in unserem Kalender keine Spalten mehr, über die wir frei verfügen konnten. Wurden wir eingeladen, mussten wir absagen. Bekamen wir Besuch, verschwand er ins Schlafzimmer. Zwischendurch schaute ich nach ihm und ertappte mich beim Horchen, ob er atmete. Wenn er nach einigen Stunden aufwachte, wunderte er sich, dass unsere Freunde bereits gegangen waren.

Die Nähe des Todes konnte ich riechen wie das mordernde Laub im Wald, dessen Duft mich schon in meiner Kindheit so manches Mal verwirrt hat. Wir wären gern geflohen, irgendwohin auf eine sonnige Insel mit paradiesischen Stränden, ohne Handy und Internet, unerreichbar und niemandem gegenüber dazu verpflichtet, Auskunft geben zu müssen. Es gab zu viele Fragen, die wir nicht beantworten konnten.

Wir wollten an einem warmen Ort sein, ohne Briefkasten, Klingel, Kalender, Wecker, Armbanduhr, Ärzte, Prognosen. Ohne den medizinischen Apparat, der ein Leben ermöglichte, das sich schablonenhaft anfühlte und Hoffnungsfunken produzierte, anstatt uns wie kleine Kinder schaukeln zu lassen, in der Gewissheit, dass kaum einer weiß, warum und wann ihm eines Tages nur noch ein paar Atemzüge zur Verfügung stehen werden.

Die Frage, die ich gern den Menschen um uns herum gestellt hätte, lautete: Gilt eure Anteilnahme wirklich

ihm? Sind tatsächlich wir die Adressaten eurer ermutigenden Worte, eurer Ratschläge, eurer Karten und Blumengrüße, oder wollt ihr nicht vielmehr von uns eine Wunderheilung vorexerziert bekommen, damit ihr an der Überzeugung festhalten könnt: Wer alles richtig macht, stirbt nicht?

Mona, das meine ich nicht böse, wirklich nicht! Jede Anteilnahme, die uns erreicht hat, tat gut, sehr gut sogar! Verstehst du, was ich meine?

Worthülsen, wie richtig/falsch und besser/schlechter konnten wir kaum etwas abgewinnen. Was zählte, war die Frage: Was ist heute möglich? Oder die Frage: Wollen wir jetzt über die letzten Dinge sprechen? Oder: Welchem Arzt kann er Vertrauen schenken? Was aus dem Repertoire der Mediziner und Heilkünstler tut ihm gut? Was empfindet er als überflüssig und störend? Oder: Wen will er sehen, wen nicht? Muss man das erklären, wenn sich jemand deswegen vor den Kopf gestoßen fühlt?

Noch quälender waren die Fragen: Inwiefern ist es gut, weiter darüber nachzudenken, was er in den vergangenen zwölf Jahren als krankmachend empfunden hat? Oder: Warum wird er so oft dazu aufgefordert, möglichst viel organisiertem Glück nachzujagen, obwohl er es viel schöner findet, sich in sein Zimmer zurückzuziehen, zu lesen, an seinem Schreibtisch zu sitzen, zu

träumen und an kleinen Lichtsteuergeräten mit digitaler Technik zu basteln?

Wegfliegen konnten wir nicht, solange sein Leben von der wöchentlichen Chemotherapie abhing. So wurde mir mein Zimmer zur Insel und meine Yogamatte zum Strand.

Dennoch: Auch wir haben uns nach einer Wunderheilung gesehnt! Ich habe mich danach erkundigt, wo es alternative Ärzte und Praxen gibt und ich ließ mir erklären, wie spirituelle Heilung stattfindet. Ich habe alles aufgesogen wie ein Schwamm. Arend ist fast nie mitgegangen. Er ließ sich von mir berichten, vertraute jedoch vorrangig dem Fortschritt der klinischen Medizin. Unser Klinikum hier genießt diesbezüglich einen besonders guten Ruf. Als er in ein Forschungsprojekt mit einem neuen Medikament eingebunden wurde, von dem man sich einen Durchbruch im Kampf gegen Pankreaskarzinome erhoffte, fühlte er sich sicher, im Rahmen dieser Möglichkeiten bestens betreut zu werden. Warum sollte er nicht als einer der ersten von einem durchschlagenden Erfolg profitieren können?

Sein Sohn, der seit zwei Jahren in einer anderen Stadt als Klinikarzt arbeitete, telefonierte mit seinen Kollegen, vereinbarte Termine und kam eigens angereist, um persönlich mit ihm bei denjenigen vorzusprechen, die in den entsprechenden Fachkreisen als Koryphäen angesehen wurden.

Ich erinnere mich genau, wie bleiern ich mich fühlte, als er am Abend des 28. Juli 2011 anrief, weil er sich die Untersuchungsergebnisse vom CT hatte faxen lassen, wie er mir am Telefon das Krankheitsbild erläuterte und ich nicht mehr wusste, was ich denken sollte. Er wollte es seinem Vater nicht sagen.

Wie hypnotisiert ging ich in Arends Zimmer, sah ihn an, weinte und erzählte, was ich verstanden hatte. Ich hätte es nicht verschweigen können. Noch nie habe ich etwas vor ihm verbergen können. Aber ich frage mich heute, warum ich in dem halben Jahr davor nicht viel mehr auf meine innere Stimme gehört habe, die mir deutlich zu verstehen gab, dass sein Leben zu Ende ging. Schon seit Januar hatte er alles daran gesetzt, um Untersuchungen aus dem Weg zu gehen, obwohl er sich kaum noch auf den Beinen halten konnte. Das hätte ich bis Juli auch noch hinnehmen können, statt ihn zu drängen, unbedingt dieses CT machen zu lassen. Dann wäre er im August eingeschlafen, ohne eine medizinische Achterbahnfahrt erleben zu müssen. – Andererseits: War es nicht genau das, was wir beide gebraucht haben, um uns so endgültig voneinander verabschieden zu können?

Hätte ich vor einem Jahr geahnt, dass sich sein Sterben – vor dem ich mich so sehr gefürchtet habe – ganz ruhig und ohne Qual ereignen konnte, wäre ich die ganze Zeit über wesentlich gelassener geblieben, glaube ich. Zittern und Fürchten hilft niemandem, das habe ich in

den neun Monaten wirklich gelernt. Das Einzige, was hilft, ist der Mut, sich mit allem Schmerz an das Ufer des Todes zu setzen und dem endlosen Strom einfach zuzusehen.

Wenn ich heute trotz aller Erschütterung sage, dass unsere letzten Tage und Minuten das Schönste gewesen sind, was ich je erleben durfte, wie kann ich das jemandem glaubhaft machen, für den es nichts Schrecklicheres gibt als den Tod? Wem darf ich davon erzählen, wie glücklich er aussah, wie gut die Atmosphäre auf der Palliativstation in den letzten Stunden seines Lebens war, auch davor schon zu Hause und sogar noch danach in diesem liebevoll geführten Beerdigungsinstitut, in dem man Tag und Nacht ein- und ausgehen konnte und endlich begriff, dass tot sein die andere Seite der Medaille ist – eine Art des Seins, mit der die gesamte Menschheit seit Anbeginn ihre Erfahrungen gemacht hat und sie fortlaufend machen wird. Sei es durch die nüchterne Einsicht, wie nichtig wir im Verhältnis zum Weltraum und zum Lauf der Menschheitsgeschichte dastehen, sei es durch das Vertrauen in uralte intuitive Einsichten, wie sie sich in Totenritualen zu allen Zeiten an verschiedenen Orten dieser Erde immer wieder behauptet haben, in Zeremonien, die von Befreiung, Ankunft und Neuorientierung künden. Ist es da verwunderlich, dass ich Arends Sterben wie eine Geburt erlebt habe, wie ein

Ziel, auf das wir zugegangen sind, wie eine Zeit, die sich erfüllen durfte?

Denn er, der große Skeptiker, hat mir am dritten Abend vor seinem Tod, als wir zu Hause in unserem Bett beieinander lagen, zugeflüstert: *Es kann sein, dass ich nun neugierig werde auf das, was danach kommt! Ich glaube, ich möchte es jetzt doch gern wissen!*

Als ich seinen Sohn kürzlich auf die Trauerfeier ansprach, wie schön und stimmig ich sie erlebt habe, auch mit dem anschließenden Gang zu Arends Baumfeld, schaute er mich irritiert an. Er selbst war nicht dazu in der Lage, seinen Vater nach dessen Tod zu sehen oder etwas zur Abschiedsfeier beizutragen. Ein befreundetes Paar hatte sich mit mir und mit meinen Kindern drei Abende lang zusammengesetzt, um den Ablauf der Feier vorzubereiten. Sie haben dann in der Ansprache einen roten Faden von Arend zu den Rosen, zu den Kerzen und zum Baum gesponnen, umrahmt von Rilkes Text *Freilich ist es seltsam, die Erde nicht mehr zu bewohnen ...* Sie spielte Flöte, er blies am Anfang und am Ende der Feier Horn. So gelang uns eine schlichte Konzentration auf das Wesentliche, ganz in Arends Sinn. An seinem Baum haben wir auf Worte verzichtet und stattdessen seine Urne in dem kleinen Grabloch mit Erde und Rosenblättern bestreut, während zum letzten Mal ein paar Klänge aus dem Horn strömten, um sich für eine Weile in die Baumwipfel zu setzen und alsdann mit Arend in die warmen Frühlingslüfte zu fliegen.

Wie schade, Mona, dass wir uns erst danach kennengelernt haben, als du meine Bilder fotografiert hast! Den Rilke-Text spreche ich noch immer fast täglich vor mich hin und denke daran, wie ich ihn nach Weihnachten 2011 in meinem Gedichtband gefunden habe und wie er mich seitdem tröstet. Ich würde ihn gern in der Broschüre zur nächsten Ausstellung abdrucken; das würde zu meinen Bildern passen!

Im Juli 2011 übernahm Arends Sohn plötzlich wieder eine Rolle auf der Schaubühne des Familiendramas. In den letzten Jahren davor hatte er kaum noch Kontakt zu Arend gehabt. Seiner Meinung nach hatte sich die Mutter im Scheidungsverfahren dem Vater gegenüber korrekt verhalten, weil ihre finanziellen Forderungen an ihn auf legalem Weg nicht mehr anzufechten waren.

Zwar sei es für den Vater bitter, monatlich nur noch mit eintausend Euro auskommen zu müssen, aber daran lasse sich eben nichts ändern. Ja, seine Mutter lebe schon seit der Trennung mit einem wohlhabenden Mann zusammen. Sie führe ein recht bequemes Leben mit vielen Annehmlichkeiten und sie habe auch etliche Versprechungen gemacht, die den Vater finanziell entlasten sollten. Nein, er könne sie dafür nicht verurteilen, dass sie ihre Zusagen immer wieder nicht eingehalten habe. Da wolle er sich nicht einmischen, zumal der Vater inzwischen schon seit sieben Jahren mit mir verheiratet sei!

Elf Jahre lang hatte sie ihn damit hingehalten: *Jetzt zahle ich dir zwar nicht zurück, was ich nicht hätte fordern dürfen, aber Ende 2010 bekommst du eine großzügige Rückzahlung von mir.* Nachdem auch diese allerletzte Zusage geplatzt war, wurde Arend im Januar 2011 immer kränker und schwächer. Er litt an Übelkeit und drastischem Gewichtsverlust. Unser Hausarzt sprach von einer starken Magenschleimhautentzündung.

Als Reaktion auf meine Nachricht, in der ich dem Sohn den Zustand seines Vaters beschrieb, bekamen wir zur Antwort, er verstehe nicht, warum der Vater nun in Hungerstreit trete; er solle das Kapitel Scheidung endlich abschließen und Frieden geben. Man könne schließlich auch mit wenig Geld ein schönes Leben führen oder sich gegebenenfalls etwas dazuverdienen. Wenn nicht, müsse man sich psychotherapeutisch behandeln lassen und endlich erkennen, dass man für sein Glück immer selbst verantwortlich ist! Das ewige Hätte-Wäre-Könnte helfe nicht weiter. Arend müsse positiv denken lernen.

Erst Anfang Juli meldete er sich wieder, weil Arend Geburtstag hatte. Da habe ich ihm am Telefon erzählt, dass sich sein Vater einen Termin für ein CT habe geben lassen. Wie ein *Deus ex Machina* war er nun wieder da, *der verlorene Sohn!* Als Arzt meinte er dem Vater jetzt genau sagen zu müssen, wie er sich zu verhalten habe.

Als ich Arend am Abend des 28. Juli die schlimme Nachricht überbrachte, blieb er ruhig und gefasst. *Dann sterbe ich jetzt!*, sagte er. *Ein schlechteres Untersuchungsergebnis ist kaum denkbar!*, antwortete ich.

Er schaute zurück auf die langen kräfteaubenden letzten Jahre und wir sprachen wieder einmal über diese Zeit und über die Rolle, die sein Sohn darin gespielt hatte. Sollte man noch einmal versuchen mit ihm zu reden? Arend war verbittert. Er sagte: *Wenn ich mich in den vergangenen Jahren nicht dermaßen an die Wand gedrückt gefühlt hätte, wäre ich bestimmt nicht so krank geworden!* Ich antwortete: *Ich weiß nicht, ob das deine Krankheit erklärt und ob es jetzt noch eine Rolle spielt! Ich weiß nur, als ich Ende März im Chor die Johannes-Passion gesungen habe, spürte ich vom ersten bis zum letzten Ton, dass es bei dir um Leben und Tod gehen wird. Während des gesamten Konzertes habe ich innerlich darum gefleht, dieser Kelch möge an dir vorübergehen!*

Arend nahm mich in die Arme. Wir standen am Fenster und schauten zum Sternenhimmel. Er erzählte vom Universum, von der Lichtgeschwindigkeit, von kosmologischen Spekulationen, von physikalischen Hypothesen, von der Milchstraße, von schwarzen Löchern, von unerforschten Galaxien, vom expandierenden Weltall, von den Urknalltheorien ...

Dann sprachen wir davon, wie wir uns ineinander verliebt hatten, wie ich kurz darauf am Gehirn operiert

werden musste und wie ich danach anfing Bilder zu malen.

Immer noch war er gefangen in seiner Erinnerung und sagte, er verkrafte es nicht, dass sein Sohn immer bezeugt habe, seine Mutter werde die letzte Zusage auf jeden Fall einhalten. Dies sei so sicher wie das Amen in der Kirche, darauf könne Arend sich mit absoluter Sicherheit verlassen. Es zehrte an ihm, dass die Wiedergutmachung nicht stattfand, nicht einmal hinsichtlich des zu Unrecht geforderten Unterhalts. Er war tief enttäuscht, besonders auch deswegen, weil sich sein Sohn fortwährend auf die Seite seiner Mutter stellte und nicht sah, wie schlecht es Arend dabei ging. Die beiden hatten ein schwieriges Verhältnis. Ich traute mich nicht, ihn zu fragen, ob er ganz tief in seinem Innersten wirklich davon überzeugt sei, dass er noch leben wolle. Stattdessen ermunterte ich ihn dazu, seinen Sohn in die Schranken zu weisen, falls er sich nun als Arzt zu sehr in seine Belange einmischen sollte. Arend nickte müde und meinte: *Warum sollte ich wollen, dass er kontrolliert und steuert, wie ich mich mit meiner Krankheit verhalte? Kaum ist er da, fängt er wieder damit an mir sagen zu wollen, was ich zu tun habe!*

Mir kam ein jiddisches Lied in den Sinn: *Offn forel ligt a kelbl ... Ein Kalb liegt auf dem Wagen, festgebunden mit einem Strick ... Als das Kalb schreit, sagt der Bauer: Wer hat dir denn befohlen, ein Kalb zu sein? ... Wer Flügel hat,*

*fliegt hoch hinauf und wird niemals in Knechtschaft geraten!  
Der Wind lacht ...*

Ach Mona, ich habe seine Stimme im Ohr und die letzten Gespräche, die wir führten, im Gedächtnis. Wie er plötzlich meinte: *Ich muss mein Zimmer aufräumen und den Keller entrümpeln, damit du mit dem alten Zeug nichts mehr zu tun hast! Wie erschrocken ich auffuhr: Musst du? Wieso? Jetzt lebst du! Ich möchte, dass du alles, was du gern um dich hast, behältst, auch im Keller! Du brauchst dir um mich keine Sorgen zu machen. Wenn ich irgendwann einmal ausmisten möchte, werde ich es auch allein schaffen. Ich möchte nur gern wissen, ob es etwas gibt, das ich deinem Sohn geben soll.*

*Wenn ich gestorben bin? Nein!,* antwortete er prompt. *Wenn doch, sagst du es mir? Vielleicht fällt dir später etwas ein!*

Arend blieb dabei: *Er soll sich nicht an Dingen aus der Vergangenheit festhalten! Was du von meinen Sachen nicht behalten möchtest, kannst du wegwerfen oder verkaufen! Du wirst jeden Cent brauchen können! Trotzdem wiederholte ich: Bitte sage es mir, wenn dir etwas einfällt! Es geht jetzt vor allem darum, was du willst!*

*Leben!,* rief er. Wir nahmen uns in die Arme. Ich schmiegte mich an ihn und sagte: *Heute leben wir! Und: Ich liebe dich!*

Dann wollte er allein sein. Ich auch.

Das Einzige, was wir den Ärzten an Urlaubszeit abringen konnten, war eine Woche im November, wenn bis dahin keine weiteren Probleme auftreten würden. Ich buchte acht Tage auf Zypern; das gab uns Auftrieb. Wir hatten ein konkretes Ziel vor Augen. Bis zum Tag unseres Abflugs ging es, wie immer, mit Übelkeit, Müdigkeit und Schwächeanfällen auf und ab. Erst als wir im Flugzeug saßen, glaubten wir daran, dass wir diese acht Tage einigermaßen unbeschwert zusammen verbringen würden.

Mit einem Mietwagen fuhren wir zu den kleinen Bergdörfern oder an der sonnigen Küste entlang zu antiken Ausgrabungsstätten. Arend führte mich durch die Ruinen wie ein erfahrener Reiseführer. Wieder einmal staunte ich über sein Wissen und fragte ihn, warum er nicht Archäologe, Astronom, Physiker oder Botaniker geworden sei. Er antwortete: *Archäologe war mein Traumberuf, aber meine Eltern hätten es gern gesehen, wenn ich Lehrer geworden wäre. Deshalb habe ich dann Biologie und Geschichte studiert. Kurz vor meinem ersten Staatsexamen mussten sie ihren kleinen Bücherladen aus gesundheitlichen Gründen abgeben. Ich habe ihn übernommen, ohne mein Studium zuvor zu beenden.* Davon hatte er mir nie erzählt und ich sagte: *Ich habe immer gedacht, du wolltest Buchhändler werden! Wie schade, dass du nicht Archäologe werden konntest!*

Mona, weißt du, reich geworden ist er mit seinem Bücherladen nicht. Aber er war kurz davor, ein Ende

der Hypothekenlast anvisieren zu können, als er mit Trennung und Scheidung konfrontiert wurde. Einen Gütertrennungsvertrag hatte er nie in Erwägung gezogen. Er war davon ausgegangen, dass die Vertrauensbasis dieser Ehe in ihren Grundfesten niemals erschüttert werden würde.

Auf Zypern vergaßen wir in manchen Momenten, dass sein Leben in der kommenden Woche wieder davon abhing, wie sein Körper auf die Chemotherapie reagierte. Ob wir ein weiteres Mal zusammen in Urlaub fliegen könnten? Ein paar Wochen vielleicht im nächsten Jahr?

An unserem dritten Urlaubstag sagte er: *Das Hotel vor vier Jahren war viel schöner als das hier!* Ich erinnerte ihn daran, dass wir vor vier Jahren ein fantastisches Reiseschnäppchen erwischt hatten und sagte: *Es tut mir leid, ich habe nichts Besseres gefunden!* Er antwortete: *So meine ich das nicht! Ich würde gern immer wieder mit dir Urlaub machen! Möglicherweise erlebe ich nicht einmal mehr Weihnachten! Ich hoffe nur, dass ich am Ende nicht lange leiden muss! Davor graut mir jetzt schon! – Wollen wir uns an die Bar setzen?* Auf dem Weg zur Hotelbar murmelte ich: *Die Ärzte sagen, dass du bestimmt nicht lange leiden musst! Außerdem kann man dann Morphium spritzen!*

An der Bar blieben wir sitzen wie ein altes Ehepaar, das sich nicht mehr viel sagen muss, vor sich hinträumt und Leute beobachtet. Ich wunderte mich, wie gut er sich

auf den Beinen halten konnte, wie sein Appetit von Tag zu Tag besser wurde und wie froh er war, wenn er abschalten konnte. Wir blieben sitzen, als ob wir davon ausgingen, künftig noch alle Zeit der Welt miteinander verbringen zu können. Ich trank zum ersten Mal in meinem Leben mehrere Ouzos hintereinander und er ermunterte mich ausdrücklich dazu, sie zu genießen. Er trank nur einen und ansonsten viel Wasser.

Mona, nun schreibe ich Seite um Seite. Am Telefon oder wenn wir uns sehen, kann ich meine Gedanken nicht so klar fassen, was zum Teil auch an den hirnrorganischen Schäden liegt, an denen ich seit den Kopfooperationen leide. Darf ich dir weitere Seiten schicken? Für mich ist es genau das, was ich jetzt brauche, um mich in dieser fremden Lebenslandschaft ohne Arend zurechtzufinden. Bitte sage mir, wenn es dir zu viel wird!

Für heute liebe Grüße,  
Alena